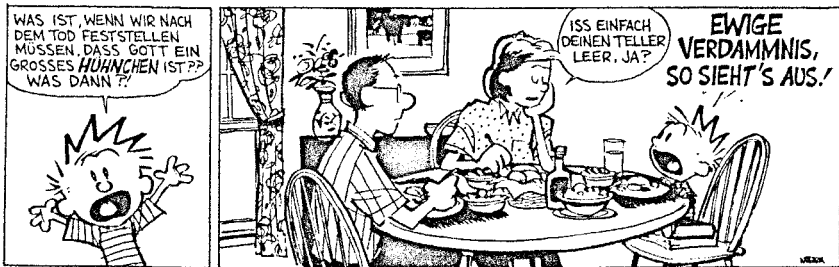


Warum Gott (wahrscheinlich) kein Hühnchen ist

GOTTESREDE IN PHILOSOPHIE UND THEOLOGIE

Alena Tkatschenko



1. NIE WIEDER HUHN ZU ABENDESSEN?

Wer Calvin und Hobbes kennt, ist damit vertraut, dass der sechsjährige Calvin oftmals Abneigungen gegen die Kochkünste seiner Mutter hegt. Auch in diesem Comicstrip versucht Calvin mit starken philosophisch-theologischen Mitteln den Verzehr des (für ihn) unappetitlichen Essens (offensichtlich irgendetwas mit Huhn) zu umgehen. Dabei argumentiert er mit der schrecklichen Vorstellung, dass Gott selbst ein Hühnchen sein könnte. Angenommen dem wäre so, so zöge dies ganz gewichtige Konsequenzen mit sich: Wenn Gott ein Hühnchen ist, wäre es eine unentschuld bare Sünde, ein Tier, das Gott ähnlich ist (Gottes Ebenbild) zu ver speisen. Für ein solches Vergehen würde Calvin nach dem Tod ewige Verdammnis erwarten. Diese unermesslichen Konsequenzen versucht er seiner Mutter zu erklären. Sie allerdings bleibt von diesem Gedankenexperiment sichtlich unbeeindruckt und fordert ihn zum wiederholten Male auf, das Gericht endlich zu essen. Ein fataler Fehler? Unter Umständen sollte die Möglichkeit eines vogelhaften und gefiederten Gottesbil-

des durchaus ernst genommen werden. Denn Handlungen mit möglichen ewigen Folgen sollten gut überlegt sein.

Dieser Ansicht war schon *Blaise Pascal*, ein französischer Mathematiker, Physiker und Philosoph, der von 1623 bis 1662 gelebt hat. Er erwägt in der sogenannten „Pascalschen Wette“, welche Konsequenzen im schlimmsten Fall in der Ewigkeit auf einen warten könnten, insofern es wirklich einen Gott gibt, und man zu Lebzeiten nicht an ihn geglaubt hat. In seiner „Wette“ argumentiert Pascal stark dafür, an Gott zu glauben, weil die Konsequenzen in jedem Fall die besseren sind als solche, die bei einem Nichtglauben eintreten. Pascal versucht dabei nicht, eine Existenz Gottes zu beweisen. Für ihn gibt es zwei Möglichkeiten: Entweder Gott existiert oder eben nicht. Die Vernunft allein kann nicht entscheiden oder beweisen, welche der beiden Möglichkeiten tatsächlich wahr ist. Er spricht sich daher lediglich dafür aus, dass der Glaube an Gott mit Vernunft und Logik gerechtfertigt werden kann. Für Pascal ist es in jedem Fall vernünftig an Gott zu glauben – ganz gleich, ob er wirklich existiert oder nicht.

Verschiedene Konsequenzen erwarten den Menschen nach dem Tod – je nachdem, ob es einen Gott tatsächlich gibt oder nicht und ob der Mensch sich für oder gegen einen Glauben entschieden hat. Die folgende Tabelle skizziert die verschiedenen Ausgänge:

	GOTT EXISTIERT	GOTT EXISTIERT NICHT
AN GOTT GLAUBEN	A: Verlust eines uneingeschränkt lustvollen Lebens, aber Gewinn einer unendlichen Belohnung. (Himmel)	B: Verlust eines uneingeschränkt lustvollen Lebens und kein Gewinn einer unendlichen Belohnung. (Nicht viel verloren, nichts gewonnen)
AN GOTT NICHT GLAUBEN	C: Ein uneingeschränkt lustvolles Leben, aber Verlust einer unendlichen Belohnung. (Hölle)	D: Ein uneingeschränkt lustvolles Leben und kein Gewinn einer unendlichen Belohnung oder Bestrafung. (Nichts eingeschränkt und nicht viel gewonnen)

Am Ende gewinnt oder verliert man ein ewiges Leben nach dem Tod. Nach Pascal lohnt sich auf jeden Fall die Möglichkeit eines ewigen Lebens. Besteht also die Möglichkeit, eine unendliche Belohnung zu erhalten, sollte man sein Leben immer danach ausrichten, dass man im Falle einer Existenz Gottes diese Belohnung auch erhält. Denn die Aussicht

auf eine ewige Belohnung nach dem Tod sticht immer. In einer Wette um ewiges Seelenheil oder endliche Lebenslust gewinnt das ewige Seelenheil, daher ist es immer vernünftiger, an Gott zu glauben. Man sollte also niemals zögern und am Ende gegebenenfalls sein Seelenheil verspielen. Die Entscheidung zum Glauben minimiert mögliche Verluste, während ein möglicher Gewinn maximiert wird. Denn was könnte ein größerer Gewinn sein als ein ewiges und vollkommenes Leben bei Gott? Für Pascal ist klar, dass eine der vier Möglichkeiten eintreffen wird.

Die Entscheidung für einen Gottglauben beinhaltet allerdings auch einen gewissen moralischen Anspruch in der Lebensgestaltung. Sobald man an einen Gott glaubt, muss man möglicherweise auf ein uneingeschränkt lustvolles Leben verzichten, um diesen Gott (sofern er existiert) nicht zu verärgern. Der Glaube an ein bestimmtes Gotteskonzept hat unmittelbare Folgen auf das eigene Verhalten, da verschiedene Gottesvorstellungen auch verschiedene sittliche und moralische Regeln für ein gottgefälliges Leben mit sich bringen.

So könnte auch für Calvin das Verspeisen des Abendessens ewige Verdammnis zur Folge haben. Sobald man den Glauben eines hühnerhaften Gottes annimmt, muss man, um einer ewigen Bestrafung zu entgehen, viele Handlungen des eigenen Lebens neu überdenken. Je nachdem, ob Gott als ein Huhn existiert oder nicht, kann Calvin verschiedene Ergebnisse erwarten, wenn er das Abendessen verspeist:

	GOTT IST EIN HÜHNCHEN	GOTT IST KEIN HÜHNCHEN
HÜHN- GERICHT ESSEN	A: Das unappetitliche Gericht verspeisen und ewige Konse- quenzen auf sich ziehen, weil das Ebenbild Gottes gegessen worden ist. (Hölle)	B: Das unappetitliche Gericht verspeisen und keinerlei Konsequenzen (weder gut noch schlecht) auf sich ziehen.
HÜHN- GERICHT NICHT ESSEN	C: Das unappetitliche Gericht nicht verspeisen und ewige Belohnung erhalten, weil das Ebenbild Gottes nicht gegessen worden ist. (Himmel)	D: Das unappetitliche Gericht nicht verspeisen und keinerlei Konsequenzen (weder gute noch schlechte) auf sich ziehen.

Offenkundig scheinen die Handlungen A und B am wenigsten lohnenswert zu sein: Bei beiden muss sich Calvin durch das Abendessen quälen

– und im schlimmsten Fall (A) zieht diese unliebsame Handlung sogar ewige Verdammnis nach sich. Stattdessen kann Calvin bei C und D auf das Essen verzichten und hat bei C sogar die Möglichkeit einer himmlischen Belohnung im Hühnerhimmel. Somit sind C und D in jedem Fall gewinnbringender, selbst wenn Gott kein Hühnchen sein sollte. Calvin verwendet hier das Argument von Pascal, um sich vor dem Abendessen seiner Mutter drücken zu können. Mit dieser Argumentation stellt er heraus, dass es vernünftiger ist, das Abendessen besser nicht zu verpassen. Schließlich sollte bei Handlungen, die ewige Folgen nach dem Tod haben könnten, immer abgewogen werden, wann ein maximaler Gewinn zu holen ist.

Nach dieser Darstellung würde kaum jemand Calvin raten, das Hühnergericht trotzdem zu essen. Dennoch bleibt es fraglich, ob dieses Gedankenspiel überzeugt hat. Der Blick seiner Mutter lässt ein anderes Ende vermuten. Und eventuell kann sie den Ausführungen Calvins mit gutem Recht skeptisch gegenüber treten. Denn aus theologischer Sicht spricht einiges gegen die Wahrscheinlichkeit, dass Gott tatsächlich ein Hühnervogel ist. Während es rein logisch gleich wahrscheinlich ist, dass Gott entweder existiert oder nicht, hat die Annahme eines Hühnergottes nicht den gleichen vernünftigen Stellenwert. So kann man die „Pascalsche Wette“ subtil kritisieren, da Blaise Pascals Logik für eine absurde Annahme genutzt wird. Calvin benutzt den Gedankengang außerdem, um lediglich ein unliebsames Abendessen zu vermeiden.

Warum ist es aber eher unwahrscheinlich, dass Gott ein Huhn ist? Was wissen wir eigentlich über die Gestalt und das Aussehen Gottes? Und was können wir mit Sicherheit über ihn aussagen?

Die Antworten auf diese Fragen unterscheiden sich oft darin, ob sie von einer Philosophin oder von einer Theologin formuliert werden – das gilt natürlich auch für einen männlichen Philosophen oder Theologen. Während sich die Theologie auch auf die Offenbarung (Bibel) und die Tradition (kirchliche Schriften) berufen kann, bedient sich die Philosophie lediglich der Mittel reiner Vernunft. Die Leitfrage ist dann: Was lässt sich mit rein philosophischen Mitteln über Gott sagen? Wenn man sich nicht auf die Bibel bezieht, so stellt man relativ schnell fest, dass ein Problem mit der Erfahrbarkeit Gottes entsteht. Gott scheint nicht in der Welt erfahrbar zu sein. Er hat keinen festen Wohnsitz, wo er besucht oder angerufen werden könnte. Was aber nicht Teil der Welt ist, ist kein Gegenstand der durch Erfahrung gewonnenen Erkenntnis. Allerdings wäre das nur der Fall, wenn Gottes „Nichtwelthaftigkeit“ damit gleichzusetzen wäre, dass er ganz und gar von der Welt getrennt sein müsste. Die Welt

hat an Gott teil, und somit lässt sich auch Gott über den „Umweg“ der Welt erfahren. Wie dieser Umweg im Einzelnen aussieht, hängt von verschiedenen Positionen in der Theologie oder Philosophie ab.

2. „DU SOLLST DIR KEIN BILD MACHEN!“

In den 10 Geboten des Alten Testaments heißt es unzweideutig: „Du sollst dir kein Gottesbild machen und keine Darstellung von irgendetwas am Himmel droben, auf der Erde unten oder im Wasser unter der Erde“ (Ex 20,4). Der Kern des Bilderverbots scheint darin zu liegen, die Unverfügbarkeit Gottes zum Ausdruck zu bringen. Gott bleibt somit unbegreiflich im eigentlichen Sinn: Er ist buchstäblich nicht greifbar. Weder die Erde noch der Himmel bietet für Gott etwas Vergleichbares. Er entzieht sich jeglicher Darstellungsweisen. Allerdings muss hier zwischen den sprachlichen Gottesbildern („Gott ist ein liebender Vater“) und dreidimensionalen Bildern (Statuen) unterschieden werden, denn das Bilderverbot des Alten Testaments bezieht sich ursprünglich auf Götterbilder. Hier sind also Kultbilder jeglicher Art gemeint, die weder angefertigt noch angebetet werden dürfen. Über Statuen kann man nämlich leicht verfügen, indem man sie von Ort zu Ort trägt, aber auch beispielsweise stiehlt, beschädigt oder sogar zerstört. Mit dem Bilderverbot wird sichergestellt, dass der Gott Israels unverfügbar und unantastbar bleibt.

Was die sprachlichen Bilder angeht, so findet sich eine Vielzahl davon in den Texten der Bibel. Ununterbrochen wird von Gott in Metaphern oder Analogien gesprochen (Gott als Vater, Richter, Hirte, König usw.). Im Übrigen spricht Jesus an einer Stelle sogar von Gott als einer Henne! Es handelt sich um eine Stelle im Lukasevangelium. Dort spricht Jesus mit den Pharisäern und vergleicht Herodes mit einem Fuchs, während er von sich selbst als einer Henne spricht:

³¹Zu dieser Zeit kamen einige Pharisäer zu ihm und sagten: Geh weg, verlass dieses Gebiet, denn Herodes will dich töten. ³²Er antwortete ihnen: Geht und sagt diesem Fuchs: Ich treibe Dämonen aus und heile Kranke, heute und morgen, und am dritten Tag werde ich mein Werk vollenden. ³³Doch heute und morgen und am folgenden Tag muss ich weiterwandern; denn ein Prophet darf nirgendwo anders als in Jerusalem umkommen. ³⁴Jerusalem, Jerusalem, du tötetest die Propheten und steinigst die Boten, die zu dir gesandt sind. Wie oft wollte ich deine Kinder um mich sammeln, so wie eine Henne ihre Küken unter ihre Flügel nimmt; aber ihr habt nicht gewollt. ³⁵Darum wird euer Haus (von Gott) verlassen. Ich sage euch: Ihr werdet mich nicht mehr sehen, bis die Zeit kommt, in der ihr ruft: Gesegnet sei er, der kommt im Namen des Herrn! (Lk 13, 31–35)

Ich denke, wir können davon ausgehen, dass Jesus nicht wörtlich von der Natur Gottes spricht, wenn er den Vergleich mit einer Henne macht. Durch das Bild einer Henne wird hier nicht nur ein besonderer Gegensatz zum „Fuchs“ Herodes aufgebaut, sondern auch die Geborgenheit und der Schutz, der in Gottes Nähe (unter seinen „Flügeln“) zu finden ist, betont. Die Metapher wird genutzt, um bestimmte Eigenschaften Gottes in den Vordergrund zu rücken. Die zahlreichen Gottesbilder der Bibel resultieren aus Erfahrungen und sind immer kontextgebunden. Dies führt zu einer Unmenge ganz unterschiedlicher Gottesbilder. Diese Vielzahl wird aber auch oft als Kritikpunkt gebraucht: Wie können die zahlreichen Vorstellungen überhaupt wahr sein, wenn sie in so großer Vielfalt auftauchen und sich immer wieder verändern können? Das hängt damit zusammen, dass Bilder und Vorstellungen immer an verschiedene Kontexte und Erfahrungen gekoppelt sind. Je nachdem, welche Eigenschaft Gottes gerade am intensivsten erfahren worden ist, wird ein je passendes Bild herangezogen.

Allerdings findet sich im Neuen Testament ein „Bild Gottes“, das unabhängig von den subjektiven Erfahrungen des Menschen bestehen bleibt: Jesus Christus selbst. Christus wird als das Wort Gottes verstanden, das in die Welt kam. Gott selber wurde Mensch. An vielen Stellen im Neuen Testament ist die Rede davon, dass Christus das Bild Gottes ist (z. B. Joh 12,45; Röm 8,29 oder Hebr 1,3), daher wird das Bilderverbot des Alten Testaments nach einigen Generationen aufgehoben. Im 8. Jahrhundert wurde erneut um eine richtige Bilderverehrung gestritten. Es wurde befürchtet, dass in der Darstellung Christi als Mensch seine göttliche Natur ausgeklammert bleibt und in den Hintergrund verschwindet. Durch das 2. Konzil von Nizäa (787 n. Chr.) wurde eine Entscheidung für die Bilddarstellung getroffen. Von da an war festgelegt, dass mit den Bildern das Abgebildete geehrt wird und sie wurden erlaubt. Dennoch wurde der Streit um das Bild Gottes damit nicht beendet. Denn die Auseinandersetzungen um eine angemessene Sprache in Bezug auf Gott blieben aktuell. Philosophinnen und Philosophen, Theologinnen und Theologen werden immer wieder von der Frage getrieben, was tatsächlich über Gott ausgesagt werden kann. Und welche sprachlichen Bilder in diesem Zusammenhang angemessen oder verfehlt sind.

3. NEGATIVE THEOLOGIE

Im Zusammenhang der Rede über Gott werden meistens drei Arten unterschieden:

1. Die *affirmative (begründende)* Rede: Gott werden Eigenschaften zugesprochen, indem positive Aussagen formuliert werden (z. B.: Gott ist gütig).
2. Die *negative (verneinende)* Rede: Das vierte Laterankonzil (1215 n. Chr.) bestritt die angemessene Gottesrede und -erkenntnis mit der Begründung, „weil zwischen Schöpfer und Geschöpf keine Ähnlichkeit festgestellt werden kann, so dass zwischen ihnen eine größere Unähnlichkeit festgestellt werden muss“. Aussagen werden daher über den Weg der Verneinung gemacht (z. B.: Gott ist *nicht* böse).
3. Die *eminente (gesteigerte)* Rede: Es werden Begriffe gewählt, die sehr stark gesteigert werden, so dass sie zwar denkbar und vorstellbar, aber in der Welt so nicht zu finden sind. (z. B.: Gott ist „übergut“.)

Besonders die Tradition der Negativen Theologie soll im Folgenden genauer betrachtet werden. Anhänger der Negativen Theologie erklären alle Bilder und Aussagen über Gott als unpassend, falsch und verfehlt. Eine wichtige Vorreiterrolle spielt dabei der Gelehrte, der in der Forschung meist *Pseudo-Dionysios Areopagita* genannt wird. Sein ungewöhnlicher Name kommt daher, dass er sehr früh mit dem Dionysios gleichgesetzt worden ist, der in der Apostelgeschichte (Apg 17,34) auf dem Areopag (damals ein Gerichtshof in Griechenland) auftrat. Allerdings konnte das unmöglich die gleiche Person gewesen sein – um das zu kennzeichnen, verwendet man das *pseudo* (lat.: als ob, zum Schein) vor dem Vornamen. Jedenfalls verband Pseudo-Dionysios Areopagita die Tradition aus dem Judentum, den Namen Gottes niemals auszusprechen, mit der platonischen Tradition, das Göttliche als das höchste „Gute“ anzusehen, von welchem alles Sein abgeleitet wird. Als Konsequenz muss Gott ganz anders sein, als wir uns vorstellen oder beschreiben können. Selbst seine Existenz entspricht nicht dem Sein, wie wir es kennen. Alle Attribute Gottes können auf einmal bekräftigt werden – unterm Strich läuft das aber genau darauf hinaus, dass kein einziges der Attribute zutrifft, da sie sich gegenseitig aufheben. Gott besitzt also Eigenschaften, die für uns im Widerspruch zueinanderstehen: Beispielsweise Mitgefühl und Unveränderlichkeit, Handlungsfähigkeit und Zeitlosigkeit, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit. Wenn Gott nicht zeitlich und unveränderbar ist, so kann er nichts wollen oder wünschen, weil sich damit sein Gefühlszustand ändern würde. Auch Gerechtigkeit und Barmherzigkeit

können in Konflikt zueinander stehen, wenn ein Mensch aufgrund seiner schlechten Taten eine Strafe verdienen würde, Gott aber alle Menschen liebt und alles verzeihen will. Selbst in der heutigen Zeit zerbrechen sich Theologen über solche Fragen die Köpfe.

Für *Nicolaus Cusanus* (auch Nikolaus von Kues) – ein Philosoph, Theologe und Mathematiker aus dem 15. Jahrhundert – stellen diese Widersprüche trotzdem kein Problem dar. Er argumentiert damit, dass alle Eigenschaften im Unendlichen nicht mehr gegensätzlich sind. Beispiele für diese Argumentation findet er im Bereich der Physik und der Geometrie: Die Kreislinie eines unendlichen großen Kreises fällt mit der Krümmung (0) einer Geraden zusammen; das glaubst Du nicht? Frage deine Mathelehrerin oder deinen Mathelehrer! Für Cusanus sind somit alle Ausdrücke gleich gut geeignet, da Gott sowieso allem gleich „nah“ oder „fern“ ist.

Denkweisen, die sich Gott als unkenntlich und verborgen vorstellen, finden sich im Judentum, Christentum, im Islam und den indischen Traditionen. Heißt das nun, dass man als religiöser Mensch etwa gar nicht mehr über Gott reden sollte? Hat man als Theologin oder Philosophin in dem Bereich denn wirklich gar nichts mehr zu sagen?

4. ANALOGE REDE VON GOTT

Für einen Menschen, der nach der Erkenntnis Gottes sucht, ist es ein höchst unbefriedigender und ein unerträglicher Zustand, sich damit abfinden zu müssen, dass die Gegenwart Gottes lediglich im Nichtbegreifen erfasst werden kann. Die Tatsache, dass Gott nicht empirisch erfahrbar ist, erschwert natürlich die Rede von und über Gott. Dennoch darf dies nicht zu einem endgültigen Verstummen führen. Es entsteht eine Zwickmühle: Wer Gott in einem bestimmten Begriff zu erfassen sucht, wird seiner unendlichen Göttlichkeit in der Sprache nicht gerecht. Wer in unbestimmter Weise von ihm spricht, sagt im schlimmsten Fall rein gar nichts aus und hätte den gleichen Effekt, als wenn er stumm geblieben wäre. Also, muss eine Art des Sprechens gewählt werden, die durchaus eine Bestimmung vornimmt, ohne dass die absolute Souveränität Gottes beschädigt wird. Es muss von Gott über eine Art „Umweg“ gesprochen werden, der das Gebiet der wörtlichen Rede umgeht: Die Rede von Gott in analoger Weise.

Thomas von Aquin (1225–1274) hat ebenfalls mit der negativen Theologie angenommen, dass das Wesen Gottes vom Menschen nicht gewusst werden kann. Das bedeutete für ihn aber nicht, dass nicht trotzdem über

Gott nachgedacht werden kann. Voraussetzung von analoger Rede ist die Unterscheidung zwischen Ein- und Mehrdeutigkeit. Diese Unterteilung kommt ursprünglich von *Aristoteles* (4. Jahrhundert vor Christus). Dabei wird zwischen zufälliger und nicht-zufälliger Mehrdeutigkeit unterschieden. Beim Beispiel *Bank* (Sitzgelegenheit und Geldinstitut) ist die Wortgleichheit zufällig: Das eine hat mit dem anderen nichts zu tun. Entsteht die Mehrdeutigkeit nicht aus einem Zufall heraus, sondern aufgrund bestimmter Beziehungen oder Verhältnisse, so nennt man diese Mehrdeutigkeit *Analogie*.

Analogien funktionieren also, indem ein Verhältnis zwischen zwei Begriffen hergestellt wird. Wenn Gott als der „gute Hirte“ bezeichnet wird, so ist damit gemeint, dass Gott sich zu den Menschen verhält wie ein guter Hirte zu seinen Schafen. Eine gute Metapher zeichnet sich durch ein angemessenes Analogieverhältnis aus. Die Metapher „Gott ist ein Künstler“ beschreibt beispielsweise das Verhältnis in der Analogie, dass Gott schöpferisch tätig gewesen ist. Es gibt aber auch Fälle, in denen Metaphern versagen und somit auch die analoge Rede missglückt. Der Philosoph und Theologe *Thomas Schärtl-Trendel* gibt in seinen Vorlesungen an der Universität Regensburg eine Methode im Umgang mit Analogien an die Hand: Durch die Untersuchung der Metapher wird die Angemessenheit bestimmt. Beim Beispiel „Gott ist ein Clown“ muss untersucht werden, inwiefern „Clown“ eine gute und gelungene Metapher für Gott darstellen kann, wenn die Analogie lediglich durch das Verhältnis „er bringt die Menschen zum Lachen“ ausgedrückt wird. Hier scheint die Metapher nicht gelungen zu sein und versagt.

In der analogen Rede geht man also von etwas aus, das einem bekannt ist, das alltagssprachlich erschlossen ist und erfahren wird. Dieser bekannte Begriff steht in einem ähnlichen Verhältnis zu etwas, das auch auf Gott übertragen werden kann. Aufgrund dieses Verhältnisses können Wörter und sprachliche Ausdrücke zur Bezeichnung des Unbekannten verwendet werden. Auf diese Art und Weise übertragen wir also Begriffe wie „Ursache“, „Beweger“, „Schöpfer“ usw. von dem uns Bekannten auf das uns Unbekannte: Gott. In dieser Übertragung wird notwendigerweise auch die Bedeutung verändert. Die Analoge Rede spricht vom Unbekannten, indem sie vom Bekannten spricht. Daher vermag sie nicht zu sagen, was das Unbekannte in sich selbst ist. *Thomas von Aquin* schreibt in der „Lehre von der Analogie“:

„In bezug auf das, was die Namen meinen, gelten sie von Gott im eigentlichen Sinne ... und ihm werden sie ursprünglich beigelegt. In bezug auf die Art und Weise der Bezeichnung aber gelten sie von Gott nicht im eigentlichen Sinne; denn diese entspricht den Geschöpfen.“ (Summa Theologiae, I, Frage 13,3)

Wenn ich daher von Gott als einen Vater spreche, so stimmt das sehr wohl darauf bezogen, dass er gut, weise und liebend ist. Obwohl er kein Vater im eigentlichen Sinn ist, wird damit ausgedrückt, dass er uns nahe steht, uns liebt und sich um uns sorgt wie ein liebevoller Vater. Dennoch ist Gott keinesfalls ein Vater wie wir es im menschlichen Sinne verstehen: Er braucht keine Partnerin, muss sich nicht rasieren und fährt auch nicht Auto. Gott kann daher nicht definiert werden, weil keiner der Begriffe ihn zu hundert Prozent beschreiben kann. Die Lehre der Analogie besagt also, dass Gott etwas ist, das wir uns nicht vorstellen können. Dennoch sind einige Vorstellungen richtig, wenn wir sie über Gott machen.

So muss also die Rede von Gott den Umweg über Metaphern und Bilder nehmen, allerdings haben wir festgestellt, dass nicht alle Metaphern gleich gut geeignet sind. Einige Gottesbilder werden kritisiert, manche sogar verboten. In diesem Kontext entwickelte sich auch eine Bewegung, die ganz bestimmte Gottesbilder korrigieren möchte.

5. FEMINISTISCHE THEOLOGIE

Obwohl biblisch ausgesagt wird, dass Gott kein Geschlecht habe, prägte der „männliche Gott“ eine lange Zeit das einseitige Gottesbild. Dabei werden in der Bibel Gott oft Eigenschaften zugesprochen, die sowohl männlich als auch weiblich sind. Allerdings ist die Grammatik doch vorrangig männlich geprägt. Besonders die Anrede Gottes als den Vater und die trinitarische Formel *Vater, Sohn und Geist* betonen eine „Männlichkeit“ Gottes, obwohl in der Bibel sehr wohl auch weibliche Metaphern für Gott zu finden sind. Die feministische Theologie prangert die Einseitigkeit in der Theologie an: Besonders die Sprache, die vorrangig durch männliche Bezeichnungen für Gott geprägt ist, muss korrigiert werden. Die feministische Theologie verweist immer wieder auf die Stellen der Bibel, in denen Gott mit weiblichen Attributen beschrieben oder durch feminine Bilder ausgedrückt wird: Beispielsweise Gott als Hebamme, Mutter oder Erzeugerin. Bei all diesen Überlegungen sollte nicht der Fehler begangen werden, ein männliches Gottesbild einfach durch ein durchwegs weibliches zu ersetzen. Beide Zuordnungen bleiben unangemessen für Gott. Daher setzt sich geschlechtergerechte Theologie

dafür ein, dass sowohl weibliche als auch männliche Bezeichnungen und Eigenschaften für Gott in gleichem Maße vorkommen dürfen. Dadurch soll eine Einseitigkeit der Sprache und des Denkens verhindert und für die Ungeschlechtlichkeit Gottes sensibilisiert werden. Weibliche Ausdrucksweisen werden also nicht als Gefährdung, sondern als Bereicherung des Glaubens angesehen.

6. VON ANGESICHT ZU ANGESICHT

Wir haben gesehen, dass die Vielzahl der Gottesbilder aus der Vielzahl der Gotteserfahrungen des Menschen resultiert. Unterschiedliche Lebenssituationen, Kontexte, Fragen und Erfahrungen verlangen nach jeweils anderen Bildern. Selbst im Laufe des Lebens eines einzigen Menschen kann sich die persönliche Gottesvorstellung immer wieder verändern und wandeln. Dennoch kann aus philosophischer Sicht geurteilt werden, welche Bilder und Aussagen besser passen als andere, wenn es um die Rede von Gott geht. Besonders dann, wenn in einem philosophischen Rahmen Schlussfolgerungen über Gott getroffen werden sollen. Und dennoch: Die Grenzenlosigkeit Gottes kann durch keine menschliche und endliche Erkenntnisform oder Begrifflichkeit ausreichend dargestellt werden. Mit keinem Gedanken, Bild oder Wort ist das Wesen Gott gänzlich erfasst. Gottesbilder sind lediglich der Versuch, sich selbst als Mensch in irgendein Verhältnis zu Gott zu setzen, der stets der Unverfügbare und der ganz Andere bleibt. Diese Unverfügbarkeit soll auf der einen Seite bewahrt werden, während sich der Mensch dennoch in seiner Liebe, in seiner Hoffnung oder auch in seiner Verzweiflung oder in seinem Zorn an Gott wenden kann und darf. Die Paradoxie der Gottesbilder besteht dann darin, dass sie Orientierung bieten und gleichzeitig das Bewusstsein dafür stärken, dass Gott selbst im Bild nie ganz erfasst werden kann.

Zusammenfassend kann man sagen: Jeder Mensch hat das Recht, Gott auf seine persönliche und subjektive Weise anzusprechen. Im philosophischen Diskurs allerdings müssen Regeln, die der Vernunft und Logik entsprechen, beachtet werden. Und letzte Gewissheit erlangen wir möglicherweise erst am Ende unseres Lebens. Auch im Comic geht Calvin selbst davon aus, dass erst nach dem Tod erkannt wird, wer oder was Gott wirklich ist. Letztendlich deutet er hier an, was von vielen vermutet und heimlich gehofft wird: Die göttliche Natur kann erst in der unbedingten Begegnung mit Gott von Angesicht zu Angesicht nach dem Tod begriffen werden. Bis dahin nähern wir uns ihr höchstens an und dür-

fen aus der Distanz heraus spekulieren und davon ausgehen, dass Gott wahrscheinlich doch kein Hühnchen ist.

LITERATUR

Heit, Jamey, *Imagination and Meaning in Calvin and Hobbes*, Jefferson/North Carolina/London 2012.

Härle, Wilfried, *Systematische Philosophie. Eine Einführung für Theologiestudenten (studium theologie 6)*, München/Mainz 1982.

Anzenbacher, Arno, *Einführung in die Philosophie*, Freiburg i. Br. 2010.

Scherer, Georg, *Die Frage nach Gott. Philosophische Betrachtungen*, Darmstadt 2001.

Ward, Keith, *Gott. Ein Kursbuch für Zweifler*, Darmstadt 2013.

Souvignier, Georg/Lüke, Ulrich/Schnakenberg, Jürgen/Meisinger, Hubert (Hg.): *Gottesbilder an der Grenze zwischen Naturwissenschaft und Theologie*, Darmstadt 2009.

